

Nur wo du zu Fuß warst, bist du wirklich gewesen! (2)

Im Heft 1/2012 berichtete uns Karl Heinz Keiner von seiner Wanderung durch den Heimatkreis Neutitschein. Im Sommer 2012 setzte er seinen Weg durch das Kuhländchen fort und wanderte von Odrau über Wigstadtl und Fulnek nach Wagstadt und wieder zurück.

Die Eindrücke bei meiner vorjährigen Wanderung waren so stark, dass ich es kaum erwarten konnte, den Weg durch das Kuhländchen fortzusetzen. Auch die wunderbaren Beschreibungen unseres Heimatdichters Richard Hauptmann in seinen „Kuhländer Impressionen“ hatten längst Wurzeln geschlagen und verlangten nach einer weiteren Erkundung unserer alten Heimat. Von Odrau und seinem „romantischen Umland“ - wie er es nannte - bis nach Wagstadt und zurück sollte mich meine diesjährige Wanderung führen.

Mir war, als ob mir etwas fehlte, fast hatte ich ein wenig Angst, alleine, ohne meinen lieben Freund Richard Hauptmann loszugehen. Der Tod hatte ihm viel zu früh die Feder aus der Hand genommen, um seine „Kuhländer Impressionen“ fortzusetzen und mir so ein Wegweiser und Führer in Geist und Seele zu sein. Es soll mir aber Aufgabe und Verpflichtung sein, für sein Andenken und in seinem Sinne, unsere alte Heimat zu beschreiben. Ich will mir Mühe geben, seine poetische Ausdrucksweise zu verwenden, mit der er seiner Heimat ein so liebevolles Denkmal gesetzt hat.

Odrau, die erste Stadt an der jungen Oder. Damals nannte man sie wohl noch Oder-Städtchen, und ich versuche mir die Wohnblocks, Fabrikhallen, Tankstellen und Supermärkte wegzudenken. Der schöne Kaiser-Josefs-Brunnen am Stadtplatz versteckt sich hinter hohen Bäumen, als wolle er nicht ansehen, was ihn umgibt. Zugepflastert und zum Parkplatz mit fremdem Namen degradiert, fristet er sein Dasein. Mit Grünzeug bestückte Betonkästen sollen sein Gesicht erheitern, doch so lange der Wochenmarkt in die Seitenstraßen verbannt ist, und nur Blechkarossen ihn bevölkern, ist es wohl besser, wenn dem schönen Brunnen der Anblick seines malträtierten Bruders erspart bleibt. Kaum zu glauben, dass zarte Pastellfarben das zähe Sozialismusgrau der vergangenen Jahrzehnte übertünchen können. Zumindest die Fassaden der dem Stadtplatz zugewandten Häuser blicken freundlich auf mich herab, hie und da blüht sogar eine Geranie auf einer Fensterbank. Die Morgensonne erwärmt mir das Gesicht und heiter schendere ich der Stadtpfarrkirche zu. Muss ich doch meinen Herrn und Schöpfer um einen guten Weg bitten, und der lieben Gottesmutter ein „Ave“ bringen! „O Heiliger Bartholomäus...!“ Fast wäre mir ein für Gottesohren untaugliches Wort entwichen, hätte mir da nicht der Heilige Florian in seiner dreihundertjährigen, steinernen Gestalt, einen drohenden Blick zugeworfen. Eigentlich hätte ich wissen müssen, dass der liebe Gott hierzulande andere Sprechzeiten hat als bei uns, denn alle Kirchentüren waren fest verschlossen. Mein Morgengebet verrichte ich dann im Schatten hoher Bäume. Wären da nicht die vielen Gräber, das deutsche Lapidarium und die Rolder-Bernheier-Gruft, könnte man glauben, man befände sich inmitten eines stillen Waldes, weitab vom dumpfen Getöse der Stadt. Hier stehe ich auf gottgeweihter Erde. Wie viele Tränen sind wohl schon auf sie gefallen, deutsche und tschechische? Auf der Gedenktafel des Lapidariums lese ich: „In bleibender Erinnerung an die ehemaligen Deutschen Bürger der Stadt Odrau...“ ich frage mich, wie lange noch? Die Tafel wird - wenn sie nicht von lichthungrigen Gewächsen verschlungen wird - noch einige Generationen überleben, doch die Erinnerung?

Ich stehe auf der Oderbrücke. Im seichten, klaren Wasser stehen Forellen, alle blicken sie nach Norden, dorthin, wo sich die Oder mühsam aus dem dunklen Gebirge heraus gequält hat, um sich jetzt im Kuhländchen etwas auszuruhen. Am Ufer stehen Weiden. Ihre Äste neigen sich über die Oder, so dass die hängenden Zweige das Wasser berühren. Sind sie zu

Trauerweiden geworden, weil sie mit ansehen mussten wie die Menschen, die sie hegten und pflegten zum Bahnhof getrieben wurden?

Ich stehe zwischen den Gleisen und betrachte den Bahnhof. Niemand ist da, der mich wegjagt. Ich lasse mir Zeit. Was würdest du mir erzählen, wenn du nur sprechen könntest? Wie viele Menschen haben sich hier voneinander verabschiedet, und wie viele haben sich vor Wiedersehensfreude in den Armen gelegen? Was haben dir die schwarzen, schnaufenden und feuerspeienden Ungetüme gebracht, und was haben sie dir genommen? Warum hast du so eine rote Farbe? Schämst du dich, weil du an der Vertreibung der Deutschen beteiligt warst? Ich stehe immer noch zwischen den Gleisen und blicke nach Süden. Die endlos scheinenden Schienenstränge blitzen, als führten sie schnurgerade in der Sonne. Wohin haben diese stählernen Wege die Menschen gebracht? Wie leicht wäre es, sie heute zurückzubringen, wenn es sie noch gäbe...

Über taubenetzte Wiesen gehe ich linksseits flussaufwärts. Die Oder murmelt neben mir, als wollte sie sich beschweren, dass ihr immer wieder Steine und Wehre in den Weg gelegt wurden.

Lautsch springt mir entgegen, doch es dauert noch ein Weilchen, bis ich vor der gotischen Kapelle stehe, deren Türmchen wie ein mahnender Finger zum Himmel zeigt. Wie oft hat hier die Oder wohl schon ihr Bett verlassen und mit ihren Nachbarn gerungen, die sie doch so sehr liebten? Nur ungern wird sie auch ihr Wasser für die Mühle hergeben, deren Rad es heute für die Touristen drehen muss, denn der deutsche Müller ist längst zum tschechischen Gastronom geworden.

Verwunderlich, dass die **Jogsdorfer** in ihrer siebenhundertjährigen Geschichte es nicht geschafft haben, sich eine Kirche zu bauen, gab es doch reiche Bauern und eine aufblühende Industrie. Es wird wohl damals schon so wie heute gewesen sein: Wo der Wohlstand kommt, da geht der Glaube. Ist es das schlechte Gewissen, dass der hölzerne Glockenturm aus dem 16. Jahrhundert wie ein Augapfel gehütet wird? - sehenswert ist er allemal.

Neudörfel dürfte auch heute noch der kleinste Ort im Odrauer Gerichtsbezirk sein. Umso trauriger ist es, dass gerade hier, die schöne Kapelle, mit ihrem markanten Türmchen noch in den letzten Kriegstagen stark beschädigt wurde.

In **Werdenberg** erweckt ein schneeweißes Marmorkreuz im Vorgarten eines gepflegten Wohnhauses meine Aufmerksamkeit. Die deutsche Inschrift erinnert an die neun „Gefallenen Söhne unserer Gemeinde“ - im ersten Weltkrieg. In der Chronik des Dorfes lese ich, dass dieses verhältnismäßig kleine Dorf im zweiten Weltkrieg einen hohen Blutzoll zu entrichten hatte. Einundzwanzig Männer und zwei Frauen starben. Einer wurde heimtückisch von Tschechen erschossen und ein weiterer wählte den Freitod. In der schlichten Schutzengel-Kapelle entdeckte ich ein Bild, das mich an meine Kindheit erinnert: Zwei Kinder spielen an einem drohenden Abgrund, hinter ihnen schwebt ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln, der seine Hände schützend über die Kinder hält. Ein solches Bild hing damals in unserem Schlafzimmer und soll mir auch heute, bei meiner Wanderung, wieder Mut und Zuversicht geben.

Der Weg führt bergan. Vom Marterl an der Straße nach Groß Hermsdorf schaue ich noch einmal zurück auf Odrau. Dunkel und bedrohlich erscheint der Wessiedler Berg, als wolle er das Oderstädtchen, das sich sanft an seine Lenden schmiegt verschlingen. Doch ist er der letzte Wächter des Odergebirges und wird Ehrfurcht vor der Schönheit des lieblichen Kuhländchens haben, das Gott ihm vor die Füße gelegt hat.

Steil geht es im lichten Hochwald hinauf zur Ebene, die nun endlich auch den Blick nach Norden und Osten freigibt. Riesige, endlos erscheinende Felder breiten sich aus, Lerchen schwirren hoch in die Luft. Kaum ein Baum oder Strauch, so weit das Auge reicht Getreide und Mohnfelder. Die Erde ist wohl zu fruchtbar, um hier Wälder und Hecken wachsen zu lassen. Wenn ich diesem „Hoch-Kuhländchen“ einen Namen geben dürfte, dann würde ich es nach meiner fränkische Heimat, der Rhön benennen, nämlich: „Land der offenen Fernen“. Während unten im Odertal, die Sonne den Menschen den Schweiß auf die Stirn treibt, bläst mir hier ein kühler Wind ins Gesicht. Es ist der „Polnische“, der sich mit dem Halmenmeer vermählt zu haben scheint. Sanft wogt und wellt es sich, als sei es die letzte Umarmung der Beiden. Drüben sehe ich schon zwei stählerne Ungeheuer, die sich mit weit aufgerissenen Rachen durch die goldgelbe Frucht fressen und das schwere Korn in ihren Bäuchen tragen. An ihren Hinterteilen spucken sie riesige Ballen aus, nur das leichte Spreu spiralt sich hoch in den Himmel. Kein Wunder, dass der „Polnische“ jedes Jahr aufs Neue wütend wird, wenn man ihm die Braut genommen hat! So wird er im Winter wieder mit grimmiger Kälte, Eis und Schnee, heulend über die kahlen Felder fegen! – dann möchte ich ihm hier lieber nicht begegnen. Ich sehe auf einer Anhöhe über dem Steinbachtal das kaisergelbe Fulneker Schloss zu mir heraufwinken, doch gleich vor mir wartet schon **Groß Hermsdorf** auf mich. Die Schule erkenne ich sofort, doch wo ist die Kapelle? Ich gehe abwärts durch das verschlafene Dorf. Die Sonne brennt heiß. Auf der linken Seite sehe ich in einem gepflegten Garten ein weißes Marmorkreuz - so ähnlich wie in Werdenberg - doch kann ich keine Inschriften erkennen. Ich frage mich: Stand das Kreuz schon immer hier, oder soll es nur eine „Zierde“ für den Garten sein? Am Straßenrand steht eine Schwengelpumpe, ob sie noch funktioniert? Tatsächlich! Nach mehrmaligem Pumpen spuckt sie eine rostigbraune Brühe aus. Doch gleich wird das Wasser klarer und kühler. Ich pumpe kräftig, stecke schnell meinen Kopf unter den kühlen Schwall und nehme auch einen kräftigen Schluck davon. Der Besitzer des kreuzgeschmückten Gartens beobachtet mich. „Dobra Voda?“ ruft er. „Výborně!“- ausgezeichnet, antworte ich, und schon beginnt das übliche: woher, wohin, warum... Hilfsbereit, wie Tschechen manchmal sind, zeigt er mir auch die kleine Kapelle, die sich nicht weit von hier, hinter hohen Bäumen versteckt hat. Ich gehe wieder aufwärts durch das Dorf.

Am oberen Ortsende werde ich vom Gerlich-Kreuz begrüßt, das weit über die gelben Getreidefelder schaut und mir den kurzen Weg hinüber nach **Dörfel** weist. Ich umrunde den Dorfweiher, ein Junge hält angespannt seine Angel hinein, er grüßt freundlich „Dobry den“. Gleich daneben die Kirche. Der niedrige, eigenartige Kirchturm scheint sich zu ducken, als habe er Angst vor den Blitzen des Zeus, die ihn erschlagen wollen, weil hier in dieser exponierten Lage einem anderen Gott als ihm gehuldigt wird. Auf dem Friedhof erwarten mich gleich zwei deutsche Gedenkstätten, die an die Opfer der drei Dörfer Groß Hermsdorf, Dörfel und Kamitz erinnern. Eine für die fünfundzwanzig Gefallenen des ersten Weltkrieges und eine weitere für die mehr als hundert Toten des zweiten Weltkrieges, darunter auch Frauen und Kinder. Die Kirche war, wie üblich verschlossen, ebenso die schönen Kreuzweg-Kapellen, die sich talwärts rechts und links der Straße aufgestellt haben.

Ich ziehe weiter über das liebevolle Hoch-Kuhländchen, an Marterln und Feldkreuzen vorbei, Zeugen einer tiefen Volksfrömmigkeit, bis mich in **Kamitz** Relikte des untergegangenen Sozialismus erwarten. Es wird wohl ein turnhallengroßer Stall gewesen sein, in dem seit dem Ende der Kolchosen keine Kuh mehr gestanden hat. Das Gebäude macht einen erbärmlichen Eindruck, ebenso wie viele andere Gebäude in diesem scheinbar menschenleeren Dorf. Gottverlassen steht auch die Filialkirche, von Stromleitungen umspinnen hinter hohen Büschen. Es scheint, als habe sie, ebenso wie die gegenüberliegende Schule seit der Vertreibung niemals mehr einen Eimer Farbe gesehen. Ich setze mich auf eine Bank am „Freibad“. Kaum zu glauben, dass hier in dieser fröschequakenden, von grüner Wasserpest überzogenen Brühe einmal Menschen gebadet

haben, und dass es damals sogar einen eigenen „Schwimm- und Eislaufverein“ gab. Die „Hospoda“ öffnet erst am Abend, so ziehe ich weiter. Weit geht der Blick bis hinauf zum Altvatergebirge, das in blauer Ferne nun endlich den Horizont begrenzt.

Noch kann ich keine Häuser - auch nicht die hässlichen Plattenbauten sehen, doch der schlanke Turm der Wigstadtler Kirche überragt wie eine himmelweisende Nadel das dunkle Grün des Tschirmtales. Als ich mich **Wigstadt** nähere, muss die Ruhe des Waldes dem Lärm von Straße und Schiene weichen. Auf dem Friedhof das Lapidarium. Ich zähle mehr als zwanzig deutsche Grabsteine, die hier entlang der Friedhofsmauer aufgestellt sind. Wie in Odrau, eine Gedenktafel für die ehemaligen 4500 deutschsprachigen Bewohner „Zur Erinnerung“ - wie lange noch? Das Gras zwischen den Grabsteinen wurde in diesem Jahr offenbar noch nicht gemäht. Zwischen Gestrüpp und Brennesseln finde ich eine abgefallene Jesus-Figur aus weißem Porzellan. Die Beine und ein Arm sind abgeschlagen. Ich hebe sie auf und betrachte sie: Was sagt mir diese Figur? Ist dieser Heiland nicht gleichsam ein Symbol, das auch das Verhältnis zwischen Deutschen und Tschechen widerspiegelt? Ist nicht auch hier viel Gutes zerschlagen worden? Ein Arm des Heilands ragt noch unversehrt in den Himmel, als wolle er ein Zeichen für Hoffnung und Zuversicht sein. Ich halte diesen Arm ganz fest und träume von Verständigung und Versöhnung, dann stecke ich den Heiland behutsam in meinen Rucksack. Wenn Wigstadt auch nicht mehr zum engeren Kuhländchen gehört, so ist es doch wert, besucht zu werden. Allein schon wegen seiner wunderbaren, in rein gotischem Stil erbauten Kirche, es ist wirklich ein Prachtbau! Gerne hätte ich mir die lebensgroßen Apostelfiguren und die herrlichen Glasmalereien angesehen, doch auch hier: Heute keine Sprechstunde! Am Stadtplatz, in Straßen und Gassen begegnen mir Menschen, deren Herkunft und Volkszugehörigkeit man leicht erkennen kann. Ich will sie nicht als Zigeuner bezeichnen, doch wohl und sicher fühlte ich mich nicht in dieser Stadt.

Nur wenige Kilometer außerhalb, etwas abseits der Straße nach Neuwürben, läd mich ein schön gelegener Campingplatz zum Übernachten ein. „**Balaton**“, welch bekannter Name! Auch einen Badesee gibt es hier, umstanden von hohen Fichten und dunklem Wald. Der Wirt ist sehr freundlich und bietet mir einen ausrangierten Wohnwagen zur Übernachtung an. Ich mache es mir darin gemütlich und am späten Abend schwimme ich ein paar Runden im See, herrlich! - nur die Angler, die noch an den Ufern sitzen, schauen etwas verärgert.

Schon am frühen Morgen, noch bevor sich das touristische Leben des Campingplatzes zu regen beginnt, wandere ich durch den kühlen Hochwald. Die aufgehende Sonne scheint in nebligweißen Strahlen, schräg durch die hohen Wipfel. Mir ist, als wäre hier das schöne Volkslied entstanden:

*Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen!
Da ist der Wald so kirchenstill,
Kein Lüftchen mag sich regen.
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Sing leise den Morgensegen!*

In **Neuwürben** finde ich ein schönes Plätzchen neben der Marienkapelle mit dem wunderschönen Bildnis der schmerzhaften Gottesmutter. Vor mir ein kleiner Weiher, in dem sogar Seerosen blühen. Der Heilige Felix schaut mir über die Schulter, als ob er mitlesen möchte, was es da in der Chronik Interessantes zu lesen gibt: „...seit 1775 siedelten in Neuwürben zwölf Familien in ununterbrochener Folge, bis sie 1945 vertrieben wurden. Es ist wohl eine merkwürdige Originalität gewesen, dass während dieser langen Zeit weder

Familien abgewandert, noch neue dazukamen, sodass durch zwei Jahrhunderte eine wahre Dorfgemeinschaft bewahrt blieb...“ Alle Arbeiten, die anstanden, besonders natürlich die Feldarbeit wurden von den zwölf Familien gemeinschaftlich erledigt. Sogar das Läuten der Kapellenglocke wurde abwechselnd von jedem der zwölf Häuser in 4-wöchigem Rhythmus betrieben. Am Schluss heißt es: „...wenn auch nichts Sehenswertes in diesem Örtchen zu finden war, so bot es doch in seiner Abgeschiedenheit, in seiner Stille, mitten im rauschenden Walde, besonders in der Sommerzeit, wenn alles sprießt und die munteren Vöglein die Auen belebten, einem jeden Erquickung und Ruhe...“. – wie wahr!

Ich verlasse das „Kuhländler-Hochland“ und wandere nun talwärts in den Wald hinein. Das Tal wird enger, die Berge rücken zusammen. Der Gansbach schließt sich meiner Wanderung an und erzählt mir, dass ihm sein Name doch nicht so gut gefalle, und er weiter unten in **Kunzendorf** doch lieber „Steinbach“ genannt werden möchte. Ich setze mich auf eine Bank neben der verschlossenen Kirchentüre. Gleich daneben die deutsche Gedenkstätte, auch ihr droht der baldige Tod durch Ersticken im aufwachsenden Grünzeug. „Familie Teltschick“ - mehr steht nicht auf dem schmucklosen Findling, der neben der Gedenkstätte einen Platz gefunden hat. Ich lese von Cunrad Teltschick, dem Schildknappen, der 1278 dem Ritter Berthold von Füllstein das Leben rettete und aus Dankbarkeit ein großes Stück Land am Steinbach erhielt. Ich lese aber auch vom tragischen Ende dieser stolzen Familie: Der 80-jährige Erbrichter Richard Teltschick wollte beim Einmarsch der Russen seinen Hof nicht verlassen, während alle anderen Dorfbewohner geflüchtet waren. Als die Kunzendorfer dann wieder zurückkehrten, fand man ihn erschossen auf seinem Grundstück. Ich denke an meinen einarmigen Heiland im Rucksack: „Wie stark muss Dein Arm wohl sein, um hier eine Versöhnung herbeizuführen?“

Das Steinbachtal weitet sich, der Wald weicht zurück und im ebenen Wiesengrund nähere ich mich **Wolfsdorf**. An der Straßenkreuzung gehe ich nach links. Über 200 Jahre war hier der Steinbach ein Grenzbach, der streng bewacht wurde, so trennt er auch heute noch Mährisch- und Schlesisch Wolfsdorf von einander. Ich bin erstaunt über die riesigen Bauernhöfe. Gutshofgleich stehen sie in weitem Abstand voneinander, ihre fruchtbaren Felder liegen gleich hinter dem Gartenzaun und reichen bis hinauf auf die sanften Hügel, und wahrscheinlich noch viel weiter. Mögen es doch reiche Bauern gewesen sein, die sich hier diese stolzen Burgen erbauen konnten. Die heutigen Bewohner scheinen große Mühen zu haben, diese großen Gebäude zu erhalten, aber dennoch macht der Ort einen sauberen und gepflegten Eindruck. Ich gehe zurück zur Brücke über den Steinbach. In einem kleinen Park steht das imposante deutsche Kriegerdenkmal aus dem ersten Weltkrieg. Auf einer Steinsäule erhebt die Friedensgöttin Eirene ihre Hand und mahnt zum Gedenken an die acht Gefallenen aus Mährisch- und die dreizehn Gefallenen aus Schlesisch Wolfsdorf. Imposant ist auch die deutsche Gedenkstätte auf dem Friedhof: Auf einer großen Steintafel sind die Namen der 54 vertriebenen deutschen Familien zu lesen. Der Text ist in deutsch und tschechisch verfasst - ein hoffnungsvolles Zeichen zur Versöhnung! Wie groß muss aber der Hass auf alles Deutsche gewesen sein, da man versucht hat, das Wort „Gelobt“ – sei Jesus Christus aus dem Steinkreuz vor der Kirche herauszuschlagen?

Längst habe ich die Hoffnung, eine offene Kirchentüre zu finden aufgegeben und begnüge mich damit, das Kircheninnere durch das Schlüsselloch zu betrachten. Ich gehe zurück zur Straße nach Werdenberg und wandere hinauf, an Feldern groß wie „Amerika“ vorbei, bis ich querfeldein hinüber nach **Taschendorf** marschiere. Von einer Anhöhe aus überblicke ich mein Kuhländchen, wie ich es kenne und wie ich es liebe. Weite heckenumzäunte Felder, sanfte Hügel und Alleenbestandene schmale Sträßchen, die zu den winzigen Dörfern führen, die sich in den Talmulden ducken, und von denen nur manchmal die Spitze eines Kirchturmes hervorlugt. Verstreut verzieren weiße Schäfchenwolken das Beskidienblau des Himmels, und die mährische Sonne scheint warm auf ein friedliches, stilles Land. Richard

Hauptmann würde sagen: „Licht, das Licht der Heimat“. Doch da, was blitzt da so unwirklich in der Sonne? Was hat man mit dem kahlgeschorenen Hügel gemacht, auf dem nicht einmal Gras mehr zu wachsen scheint? Flutlichtmasten, Sesselbahn, Schlepplifte, Sommerrodelbahn, und unten breite Straßen und riesige Parkplätze. Nur gut, dass das moderne „Hei-Park-Hotel“ wenigstens einem normalen Haus ähnelt und nicht wie vielerorts eine graue, mehrstöckige Betonburg die schöne Landschaft noch mehr verschandelt.

Die Spitzen der etwas eigentümlich wirkenden, aber dennoch schönen, dreitürmigen Kirche weisen mir den Weg über die Felder in das Dorf. Für ein so kleines Dorf ein stattliches Gotteshaus! Im Eingangsportaal der Kirche gibt es erstaunlich vieles in deutscher Sprache zu lesen. Nicht nur die alte, steingehauene Tafel aus dem Jahre 1909, mit den Namen des Wiener Architekten, des Bauleiters, des Malers und des Bildhauers blieb erhalten, sondern auch auf der gegenüberliegenden Seite eine Steinplatte mit dem Hinweis, dass im Jahre 2004 das Kirchendach „...in Zusammenarbeit mit den heutigen Tschechischen und früheren Deutschen Einwohnern von Taschendorf“ erneuert wurde. Ich bin überrascht - mir wird sogar der Zutritt gewährt - oder hat jemand vergessen abzuschließen? Hinter den dicken Mauern erwartet mich angenehme Kühle, andächtige Stille umgibt mich, es fällt mir leicht zu beten. Draußen auf dem Friedhof haben sich fast zwei dutzend deutsche Grabsteine wie zum Gebet im Halbkreis aufgestellt. Ich bete mit ihnen und denke an die ehemaligen Bewohner von Taschendorf, die auf diesem Friedhof und „in fremder Erde“ ruhen.

Auf der schmalen Landstraße wandere ich talwärts. Unten, wo schon der Steinbach und die Straße nach Gerlsdorf auf mich warten, raste ich auf einer Bank vor der Taschenmühl-Kapelle. Ihren Namensgeber - die Taschendorfer Mühle - suche ich jedoch vergeblich.

Es ist nicht mehr weit, bis mich die ersten Häuser von **Gerlsdorf** begrüßen. Gleich nach dem Feuerwehrhaus verbirgt sich hinter hohen Sträuchern das Kriegerdenkmal für die 22 Gefallenen und Vermissten des ersten Weltkrieges. Von einer Anhöhe ruft mich die Maria-Himmelfahrt-Kirche. Ihr zinnenbekrönter Turm ähnelt eher einem Bergfried als einem Kirchturm. Ich darf nicht sagen, dass der Aufstieg umsonst gewesen ist - niemals ist ein Umweg für unseren Herrn umsonst - doch musste ich mich wieder mit dem Blick durchs Schlüsselloch begnügen. Eine deutsche Gedenkstätte suche ich vergeblich, lediglich eine zweisprachige Hinweistafel an der Kirchenmauer erwähnt die Unterstützung bei der Renovierung des Kirchendaches durch „deutsche Landsleute“.

„**Fulnek**, ein ansehnliches Städtchen, mit einer unnachahmlichen Atmosphäre...“ – so steht es in der Chronik. Und wirklich, das Städtchen scheint wieder gesundet zu sein, nachdem es Krieg und Kommunismus fast umgebracht hatten. Besonders erfreulich ist, dass es eines der wenigen Orte ist, die ihren deutschen Namen behalten durften. Ich komme zum großen, von noblen Häusern, dreiseitig umstandenen Stadtplatz. Die Häuser auf der Bergseite gibt es nicht mehr, so dominiert auf dieser Seite die Stadtpfarrkirche und das alles überragende, in kaisergelb gekleidete Schloss. Ich stehe vor der Dreifaltigkeitssäule. Gottvater sitzt, vom goldenen Strahlenkranz umrahmt, hoch oben auf einer von hundert Engeln getragenen Wolkensäule und schaut gnädig auf mich hernieder. Unten steht das Jesuskind mit seinen Eltern. Es breitet seine Arme weit aus, als wolle es mich willkommen heißen. Der Heilige Johann Nepomuk auf seinem Sockel hinter mir ruft mich, und empfängt mich ebenfalls mit offenen Armen, schickt mich aber gleich quer über den Platz hinüber zum Heiligen Sarkander, der mir mitteilt, dass das legendäre Hotel „Zum Hirschen“ geschlossen ist, und mich ins Rathaus weiter schickt. Die nicht-deutsch-sprechende Dame am Empfang weist freundlich darauf hin, dass sie mir hier leider keine touristischen Auskünfte geben kann und befördert mich wieder hinaus auf den Platz. Sie schickt mich hinüber zum Heiligen Nepomuk, der mich wieder mit offenen Armen empfängt, weil sich doch gleich hinter ihm, im Comenius-Gymnasium, die Tourist-Info befindet. Hier spricht man schon etwas besser

Deutsch, und mir wird gerne weitergeholfen. Ausgerüstet mit Hochglanz-Prospekten und Stadtplan, finde ich im Hotel „Amos“ eine luxuriöse Unterkunft. Die Dusche kann warten, bis es dunkel ist. Der Tag ist viel zu kostbar, um ihn mit Unnützlichkeiten zu verkürzen - Comenius ruft! Ich eile zurück zur Brüder-Kirche - zu spät - geschlossen! Der gute alte spitzbärtige patinabeschlagene J.A. Comenius steht im kleinen Park einsam auf seinem Steinsockel und blickt mich etwas grimmig an - Feder und Papier hält er in der Hand. Typisch Lehrer, denke ich: ...wer zu spät kommt, der bekommt... Auf der Bank in der Ecke sitzt eine etwas ältere Dame und beobachtet mich. Sie ruft mir etwas zu, ich verstehe es natürlich nicht, setze mich aber zu ihr. Sie spricht kaum ein Wort deutsch, trotzdem funktioniert die Unterhaltung. Zum Schluss verrät sie mir, dass sie die Leiterin des Museums ist und ich doch morgen nochmals wiederkommen solle. Ich erkläre ihr, dass ich am nächsten Morgen meine Wanderung fortsetzen möchte und keine Zeit mehr habe. Da stand sie auf, winkte mit dem Schlüssel und bot mir eine Extra-Führung an. Gerne nahm ich diese Einladung an, und so konnte ich bis in die Abendstunden die ehrwürdigen Räume besichtigen. Danke, liebe Frau Mrková!

Der sonnendurchglänzte, fröhliche Morgen des nächsten Tages war so schön, dass selbst das „ansehnliche Städtchen, mit seiner unnachahmlichen Atmosphäre“ mich nicht mehr halten konnte. So wanderte ich schon in aller Herrgottsfrühe zum Städtele hinaus. Doch die majestätische Kraft des Fulneker Schlosses, das in der Morgensonne goldgelb leuchtete, scheint magisch meine Schritte zu lähmen. Immer wieder muss ich mich umdrehen, um den schönen Anblick zu genießen. Erst in **Tyrn** verstellen unansehnliche Plattenbauten im Bungalow-Stil das wunderbare Panorama. Die Kirche Peter und Paul mit ihrem kugeligen Turmdach, der Friedhof und die Schule machen einen zwar alten, aber gepflegten Eindruck. Die Gedenktafel für die Gefallenen des ersten Weltkrieges verrät etwas Besonderes: Hier in diesem Dorf, haben Deutsche und Tschechen gemeinsam und einträchtig nebeneinander gelebt. Deutsche und Tschechen haben im Krieg gemeinsam für ihre Heimat gekämpft und sind für sie gestorben. Das Einmalige an der Gedenktafel ist: Bei den deutschen Gefallenen wurde die Hausnummer mit „Nr.“ abgekürzt und bei den tschechischen Gefallenen mit „čís.“ Dank dieser gut nachbarschaftlichen Verhältnisse kam es auch nach dem zweiten Weltkrieg in Tyrn zu keinen größeren Demütigungen, Misshandlungen oder gar Todesfällen.

Ich wandere weiter bergan. Ein stattlicher, schneeweißer Bildstock mit drei vergitterten Fenstern leuchtet in der Sonne, und endlich kann auch der Blick wieder in die Ferne schweifen. Wieder durchwandere ich das „Hoch-Kuhländchen“, wo der „Polnische“ mir das Marschieren erleichtert. Die Getreidefelder sind hier schon abgeerntet und die dicken Strohballen türmen sich wie Burgen am Straßenrand. Ein Eichhörnchen hüpfte mir schon lange voraus, als wolle es mir den Weg zeigen. Ich gehe über trockene Stoppelfelder, durch kühlen Hochwald, einen ausgewaschenen Hohlweg hinunter zum Tyrnbach und auf der anderen Seite wieder hinauf nach **Brawin**. Das Dorf macht einen gottverlassenen Eindruck. Die Treppe zur Kirche ist kaum noch begehbar. Ein Wunder, dass die Krieger-Gedenktafel an der Außenwand noch so gut erhalten und lesbar ist. Aber auch am Denkmal für die „Befreiung“ im Mai 1945 nagt der Zahn der Zeit, genau so wie an der Schule und am Feuerwehrhaus. Das einzige Geschäft hat geschlossen, und die Hostinec öffnet erst am Abend. Ich gehe weiter hinauf zum Friedhof. Meine trübe Stimmung löst sich beim Anblick dieser herrlichen Landschaft. Weit reicht der Blick über die endlosen, goldgelben Felder nach Norden bis Ober-Neuhof und Deutsch Markersdorf, wo das Kuhländchen endet. An einer himmelblau angemalten Wasserpumpe kann ich meinen Durst stillen, und auf einer Bank, im Schatten hoher Linden raste ich ein Weilchen. Der Friedhof ist gepflegt, aber die großen Lücken zwischen den wenigen Gräbern zeugen von den weggeräumten deutschen Gräbern.

Weiter geht es in Richtung **Unter-Neuhof**. Ein buntbemalter Bienen-Wagen steht am Waldrand. Ich höre das Gebrumme der fleißigen Tierchen und mache einen großen Bogen darum. Bevor ich noch an einem Haus vorbeigekommen bin, stehe ich schon vor dem kleinen Dorfkirchlein, direkt an der Straßenkreuzung nach Tyrn und Luck. Es scheint vor nicht allzu langer Zeit renoviert worden zu sein, doch um den Sockel herum lösen sich schon wieder Farbe und Putz – tschechische Qualitätsarbeit? Der Innenraum ist gepflegt, und scheint auch genutzt zu werden. Schnurgerade führt der Weg hinauf zum nördlichsten Punkt meiner Wanderung nach **Ober-Neuhof**. Gerade mal sechs heruntergekommene Anwesen mit mehr oder weniger stark zerfallenen Scheunen habe ich gezählt, vielmehr gab es dort nicht zu sehen. Die alte Windmühle, etwas abseits der Straße, inmitten von gelben Getreidefeldern ist allerdings etwas ganz besonderes. Ein schöner Platz zum Ausruhen, zum Schauen und von alten Zeiten zu Träumen. Ich denke an die Worte von Richard Hauptmann:

„Das Kuhländchen muss man durchstreifen, wenn sich auf ihren Halmenfeldern die Ährenwipfel körndlschwer neigen... Weit sichtbar stehen die Mühlen und schlagen mit urtümlichen Flügeln ihre Segenskreuze über das Land, und mischen die Acker- und Wiesenaromen zu einer Duftkomposition, die keine Nase jemals wieder vergisst.“

Doch wenn ich so hinunter nach Wagstadt schaue, und die sozialistischen Plattenbauten sehe, dann denke ich, dass auch Richard Hauptmann große Mühe hätte, diese in seinen „Kuhländer Impressionen“ unterzubringen.

Ein schöner Feldweg führt mich weiter nach **Altstadt**. Das typische Straßendorf empfängt mich mit weit voneinander getrennt stehenden Häusern und Gehöften. Der Wagbach wird zu meinem neuen Begleiter. Ich gehe die Straße entlang und kann noch keine richtige Ortsmitte erkennen, da stehe ich schon vor einer Kapelle, dem Feuerwehrhaus und der Kirche. Die Kirche ist von einer Mauer umgeben, dahinter liegt der Friedhof. Rechts neben dem Eingangstor erstrahlt in blendendem Marmorweiß ein frisch restauriertes Steinkreuz. Das Gold des gusseisernen Heilandes blitzt in der Sonne, als wäre es gerade poliert worden - auf den ersten Blick ein schöner Anblick. Doch bei näherem Betrachten sehe ich, dass auf der Rückseite des Sockels, auf der in der Regel die Namen der Stifter verewigt sind, eine große Fläche herausgeschlagen wurde. Auch auf der Vorderseite scheint mir die ursprüngliche deutsche Beschriftung mit einer Marmorplatte abgedeckt worden zu sein. Haben sich hier die neuen Einwohner Altstadts bewusst oder unbewusst ein weiteres Denkmal ihrer unrühmlichen Vertreibungsgeschichte gesetzt? Die Kirche ist verschlossen, eine deutsche Gedenkstätte kann ich auch nicht finden, so ziehe ich weiter. Die Schule scheint unverändert als solche genutzt zu werden, die Olbrich-Kapelle ist renoviert und die Lourdes-Madonna mit frischen Blumen geschmückt. Das Dorf will kein Ende nehmen.

Irgendwann wechsele ich auf die andere Seite des Wagbaches und gehe auf ruhigen Feld- und Waldwegen der ehemaligen Kreisstadt **Wagstadt** entgegen. Bald aber, muss es sich der fröhlich, über Steine springende, von Erlen- und Weiden begleitete Bach gefallen lassen, in ein steinernes Korsett gezwängt zu werden. Zwischen Hauptstraße und Massag-Werkshallen wird er hindurchgejagt, bis ich ihn an der großen Straßenkreuzung am Barbarakirchl ganz aus den Augen verliere. Ich gehe den Stadtberg hinauf zum Ringplatz und finde im Rathaus das Tourismus-Büro. Ich stelle mich der freundlichen, deutsch sprechenden Dame am Schreibtisch als „Patron“ des Heimatkreises Neutitschein vor, der im Sinne von Versöhnung, Freundschaft und Frieden zu Fuß unterwegs ist, und erhoffe mir insgeheim eine „Sonderbehandlung“. Doch all meine Bemühungen waren vergeblich, sie übergibt mir einen Stadtplan, mehrere Hochglanzprospekte und empfiehlt mir eine teure Pension. Entgegen ihrer Empfehlung fand ich jedoch im Hotel Bilovec eine bezahlbare Unterkunft, die aber nicht jedermanns Geschmack sein dürfte. Das „Hotel“ hat zwar noch Betten zu vermieten,

die auch teilweise von Monteuren und Arbeitern belegt werden, doch zu Essen bekommt man hier nichts mehr, auch auf warmes Wasser muss man leider verzichten. Macht nichts, Hauptsache ein Bett und einigermaßen sauber! Ich mache meinen Rundgang durch die Stadt und vergleiche die Bilder aus der Chronik mit der heutigen Wirklichkeit. Nur wenig erinnert an die einstmals stolze, saubere und von über 5000 fleißigen Deutschen bewohnte ehemalige Kreisstadt. Der Zugang zum Schloss ist versperrt und ich muss lange suchen, um durch die vielen Häuser und hohen Bäume wenigstens von außen einen Blick auf das stolze Gebäude werfen zu können. Ich komme zum neuen Bahnhof Bilovec, an dem die eingleisige Strecke von Stauding kommend endet. Die Knaben-Volks- und Bürgerschule erkenne ich wieder. Erbaut im Jahre 1902 ist sie auch heute noch ein stattliches, eindrucksvolles Gebäude. Die letzten Sonnenstrahlen fallen auf den Friedhof am östlichen Ortsrand. Außer ein paar wenigen, verwilderten deutschen Gräbern finde ich nichts, das an die Deutschen erinnert. Lediglich drei uralte Steinsärge, die als Kulturdenkmale auf einer Rasenfläche platziert sind, zeugen noch von der deutschen Geschichte dieses Gottesackers. Die Jahn-Turnhalle nennt sich heute „Dům kulturny“ und beherbergt ein gut besuchtes Restaurant, in dem ich mein Abendmahl zu mir nehme.

Da es im „Hotel Bilovec“ kein Frühstück gibt, hat man mich am nächsten Morgen in die „Jidelna“ hinter dem Hotel geschickt. Dort sah ich schon um 7 Uhr in der Frühe drei kräftige Frauen, die schwitzend in riesigen, dampfenden Kochtöpfen herumrührten. Hier gab es aber leider kein Frühstück, wie ich es mir vorgestellt habe. Keine Butter, keine Marmelade, oder etwas Ähnliches, das man als Frühstück bezeichnen könnte, nur eine Tasse Kaffee war zu bekommen. Stattdessen bot man mir eine kräftige, dicke Sauerkrautsuppe mit Speckeinlage und Rohlik an. Mein Magen protestierte, doch er ist gesund und einiges gewohnt, außerdem hatte ich vor, mich an diesem Tag sowieso nicht länger in geschlossenen Räumen aufzuhalten. Gut gestärkt machte ich mich nun wieder auf den Weg.

Als ich an der Stadtpfarrkirche St. Nikolaus vorbeikam, sah ich die Türen weit geöffnet, und fleißige Frauen putzten den Fußboden. Da der Boden noch feucht war traute ich mich nicht hinein, doch eine freundliche ältere Dame zeigte mir noch ein trockenes Plätzchen, wo ich mein Morgengebet verrichten konnte. Das Altarbild, die Kanzel, der St. Anna-Altar und die Empore mit der Orgel faszinierten mich. Ich schaute mich um und sah am Boden liegend, die verrostete Wetterfahne des Kirchturmes mitsamt des geöffneten Turmknopfes. Ich machte ein paar Fotos, da trat ein älterer Herr zu mir und verbot mir mit strengem Blick das Fotografieren. Nun war Diplomatie gefragt. Ich bemühte mich, ihm mit all meinen Tschechischkenntnissen zu erklären, wer ich bin, wie und woher ich komme, und was ich für die Deutsch-Tschechische Verständigung und Versöhnung tue. Der strenge Blick des Mannes verwandelte sich fast schlagartig in ein freundliches sympathisches Lächeln. Er gab mir die Hand und stellte sich als „Kostelnik“ vor. Er erzählte mir von der derzeitigen Renovierung des Kirchturmes, bei der auch der Turmknopf abgenommen wurde. Dass man dort allerlei Schriften, Münzen und sogar Knöpfe gefunden hat. Er zeigte mir die uralte Kirchenchronik, die bis in das Jahr 1945 deutsch geschrieben war, und ich las ihm einiges daraus vor. Er erlaubte mir sogar, die letzten deutschen Eintragungen des damaligen Pfarrers zu fotografieren, der die dramatischen Ereignisse bis zum 5. Mai 1945 festhielt. Bei der Verabschiedung glaubte ich, in diesem Mann einen Freund im Glauben und einen Mitstreiter für eine bessere Zukunft gefunden zu haben. Er gab mir noch den Hinweis, dass sich alles, was im Turmknopf gefunden wurde im Rathaus befindet und ich es dort anschauen könnte. Das wollte ich auch tun, doch die freundliche deutsch sprechende Dame am Schreibtisch gewährte mir auch heute keine „Sonderbehandlung“ und verwies auf die Internetseiten www.bilovec.cz, wo ich mir alles ausführlich ansehen könne. Im Nachhinein war ich eigentlich ganz froh darüber, denn bald darauf begann die Krautsuppe zu wirken.

Endlich wieder in Gottes freier Natur marschierte ich hinauf nach **Bielau**. Schon weit vor den ersten Häusern erkenne ich auf freiem Feld einen rot-weiß gestrichenen Fernmeldeturm, auf den eine geschwungene Wendeltreppe hinaufführt - ob man diesen Turm besteigen kann? Ich gehe weiter in den Ort. Auf der Straße begegnet mir einer Frau mit zwei Einkaufstaschen. Ich frage sie, ob man den Turm besteigen kann. Sie sagt: „Ano, ano“ und erklärt mir, dass sie sogar den Schlüssel dazu hat, Welch ein Zufall! Wir verabreden uns, uns eine halbe Stunde später am Turm zu treffen, derweilen besichtige ich das Dorf und die Kirche. Bielau ist kein Straßendorf, die Häuser stehen zwar etwas verstreut, doch irgendwie um die Kirche herum. Einen Friedhof finde ich nicht. Die neu renovierte Kirche ist wie üblich verschlossen, auch der Blick durch das Schlüsselloch bleibt mir diesmal verwehrt. Nur der Heilige Laurentius scheint mir etwas lächelnd von seiner Nische im Kirchturm auf mich herunter zu blicken, als amüsiere er sich über meine Neugierde. Ich warte am Fernmeldeturm, die Frau mit dem Schlüssel kommt mit dem Fahrrad angefahren, öffnet das eiserne Gitter und einen kleinen Andenkenstand. Lange unterhalten wir uns, bis ich endlich hinaufsteigen darf. Es erwartet mich ein grandioser Rundumblick. Mir war, als stünde ich im Herzen des Kuhländchens, im Herzen meiner Heimat! Wohin ich blickte, bekannte Dörfer und Städte, die lieblichen Hügel, die leuchtenden gelben Getreidefelder und im Süden die dunklen Beskidenwälder vom Hostein bis zur Lysa Hora. Wäre jetzt Richard Hauptmann bei mir, so würde er diesen Anblick ganz sicher in einen bunten Strauß lieblicher Worte verwandeln, den ich den Daheimgebliebenen mitbringen könnte. Ich gehe wieder nach unten. Die freundliche Dame wartet schon auf mich und wir unterhalten uns noch ein Weilchen. Es war eine nette, offene und ehrliche Unterhaltung, so wie ich sie mir zwischen Tschechen und Deutschen wünsche! Dann schenkt sie mir noch eine Banane. Ich lächle und denke darüber nach was jetzt wohl das Sauerkraut dazu sagen wird.

Sie wünschte mir eine „šťastnou cestu“ und ich zog weiter in Richtung Schimmelsdorf. Am Ortsausgang von Bielau steht ein altes Marterl, sein Anblick stimmt mich traurig. In allen vier Seitennischen, in denen früher sicher Figuren, oder Heiligenbilder untergebracht waren, herrscht jetzt gähnende Leere. Das Marterl steht an einem sehr schönen Platz, es wäre ein Leichtes, es mit etwas Farbe und ein paar Blumen -seien sie auch aus Plastik- etwas herzurichten. Einige Schritte weiter, an der Straßenkreuzung, empfängt mich ein weißes Marmorkreuz, auch hier hat man die Inschriften entfernt. Auf halbem Weg nach Schimmelsdorf, wieder ein Marmorkreuz, auf dem ich wenigstens ein „Gelobt sei Jesus Christus“ lesen kann. In **Schimmelsdorf** angekommen, vergleiche ich die Bilder einer alten Ansichtskarte mit der Wirklichkeit und bezweifle wirklich in Schimmelsdorf zu sein. Ich finde weder die Kapelle, noch die Schule oder den Dorfteich, geschweige denn die Reste eines Schlosses, das hier einmal gestanden haben soll. Einzig ein Steinkreuz an der Straße in der Dorfmitte, doch wird es früher an einer ganz anderen Stelle gestanden haben? Eine gute Seele scheint den Platz sauber zu halten und hat hier ein paar Blumen gepflanzt. Neben dem Kreuz eine Gedenkplatte in Tschechischer Sprache. Ich kann es nicht lesen, nur die Buchstaben „ČSSR“ erinnern mich an vergangene Zeiten.

Ich gehe weiter. Von einer Anhöhe sehe ich eine Kirche, aber keine Häuser, soll dort **Klantendorf** sein? Ich komme an das Ortsschild „Kujavy“ – Klantendorf. Ich überquere den Entenbach, der hier naturgemäß etwas gemächlicher als der Gansbach dahinfließt. Rechter Hand das ehemalige Deutsche Kriegerdenkmal, das früher wohl an einer anderen Stelle gestanden sein dürfte. Auch hier hat man ganze Arbeit geleistet. Sämtliche deutsche Beschriftungen sind ausradiert worden. Einzig den Namen des Steinmetzes Franz Liemert aus Niklasdorf/Schles. hat man verschont. Ich lese etwas von siebzehn Rotarmisten und vier tschechische Namen. Ist es wirklich so schwer, oder unzumutbar, an alle Toten der für alle Seiten sinnlosen Kriege zu erinnern? Es ist noch ein gutes Stück bis zur Dorfmitte. Auch hier stehen die Häuser weit auseinander. Neben den kleineren, modernen Häusern sehe ich aber auch einige, ehemals stattliche Vierkanthöfe, deren Dächer längst eingefallen sind, und die

mir jetzt mit traurigen, leeren Fensterhöhlen nachsehen. Die ehemalige Schule macht einen gepflegten Eindruck, hier scheint jetzt aber die Gemeindeverwaltung untergebracht zu sein. Ich gehe um sie herum, den Kirchberg hinauf. Gleich drei Steinkreuze stehen am Friedhofstor. Endlich eine offene Tür, ein Eisengitter versperrt mir aber dann doch noch den Zutritt zur Kirche, mit dem etwas klein geratenen Glockenturm. Über dem Presbyterium lese ich: „KDO JAKO BÚH?“ – Wer ist wie Gott? Eine Frage, für die wohl alle Menschen auf dieser Erde die gleiche Antwort haben sollten! Die Gräber sind auffallend gut gepflegt, sogar ein paar wenige deutsche Gräber sind noch erhalten.

Ich verlasse das Entenbachtal und wandere auf der Straße nach **Seitendorf**. Vor mir gehen ein Mann und eine Frau. Sie ziehen einen alten Handwagen hinter sich her, ich halte Abstand. Manchmal bleiben sie kurz stehen, kramen eine Flasche aus dem Wagen hervor und jeder nimmt einen kräftigen Schluck, dann ziehen sie weiter. An einem Maisfeld bleiben sie wieder stehen. Der Mann springt über den Straßengraben und im Nu fliegen die Maiskolben, die die Frau nur mit Mühe auffangen kann und im Handwagen verstaut. Es hat die beiden nicht im geringsten gestört, als ich des Weges gezogen kam. „Dobre večere“ - gutes Abendessen- rufe ich. Sie antwortet: „Ano, pro Kraliky!“ -ja, für Kaninchen- ich zog weiter. Der Lärm der neu gebauten Autobahn wurde mir unangenehm, und ich wollte so schnell wie möglich nach Seitendorf kommen. Eine neue Brücke schien mir eine willkommene Abkürzung zu bieten. Doch leider endete der Weg nach wenigen Metern im Nirgendwo. Ich stand auf der Brücke, und die zwei Handwagenfahrer grüßten von weitem herüber, wahrscheinlich haben sie sich köstlich über meine misslungene Abkürzung amüsiert. Sie zogen vorbei und ich war wieder hinter ihnen. Bald holte ich sie jedoch ein und wir begannen uns näher kennen zu lernen. Auch die Flasche Schnaps machte wieder ihre Runde. Ich lehnte jedoch mit dem Hinweis auf meine kaputte „Jatra“ -Leber- ab. Wir kamen nach Seitendorf und sie zeigten mir das für sie viel zu große Haus neben der Schule, in dem sie wohnten. Damals gehörte es einer Familie Michel, die sie auch schon öfter besuchte. Sie waren begeistert, dass die ČR nun auch Mitglied in der EU ist, und dass jetzt endlich die Kirche renoviert wird. Ihre These kommt mir irgendwie bekannt vor: „Man hat jetzt zwar weniger Arbeit, doch damit kann man leben, aber die Kronen wollen wir so lange wie möglich behalten!“ Der Kirchturm ist eingerüstet und der Platz davor scheint ebenfalls neu hergerichtet zu werden. Die Unsitte, ehemalige deutsche Denkmäler umzugestalten scheint hier große Mode zu sein. Unschwer kann man erkennen, dass der Gedenkstein mit der Aufschrift: „9. květen 1945“ vorher ein anderes Datum trug. Im Vorraum der Kirche finde ich einen kühlen Platz, und im Angesicht des Kreuzes mit dem lebensgroßen Heiland auch die nötige Andacht zum Gebet. Ich gehe zurück Richtung Fulnek, wollte ich mir das ganze Seitendorf ansehen, so müsste ich jetzt noch mindestens zwei Kilometer nach Süden gehen.

Die Grenze zwischen Seitendorf und Stachenwald bildet jetzt die Autobahnbrücke, die den Steinbach an dieser Stelle überspannt. Die Menschen, die hier wohnen, tun mir leid, denn die gläserne Wand, die den Lärm abhalten soll, erfüllt ihren Zweck nur sehr mangelhaft. **Stachenwald**, wieder ein langes Straßendorf nach typisch Kuhländler Art. Lange gehe ich am Steinbach entlang, der hier doch besser wieder Gansbach heißen sollte - so sehr hat man ihn gebändigt - bis ich endlich zur Kirche komme. Hier muss ich mich wieder mit dem „Schlüssellochblick“ begnügen, finde aber auf dem Friedhof eine würdige Gedenkstätte, die an die 700-jährige Deutsche Geschichte erinnert. Auf einem Grabstein lese ich den Namen „Steffke“. Sofort fallen mir Frau Dr. Elfriede Wojaczek-Steffke und ihre Mutter ein. Wie gerne habe ich ihr Buch: „Vom geliebten zum gelobten Land“ gelesen. Und wie schön sind doch ihre Verse in: „Ich hab mir Sonnenstrahlen aufgespart“! Ach, könnten sie jetzt bei mir sein, um mit mir ein Stück durch ihre so lieb beschriebene Heimat zu gehen! Das gusseiserne Kreuz an der Friedhofsmauer mit dem feuervergoldeten Heiland zeugt von einem anscheinend guten Verhältnis zwischen Deutschen und Tschechen. Alle deutschen Inschriften sind erhalten und in bestem Zustand. Mehr noch: auf der Rückseite wird in

deutscher und tschechischer Sprache auf die Vertreibung der Deutschen im Jahre 1946 hingewiesen. Die Ernüchterung erlebe ich ein paar Schritte weiter am Kriegerdenkmal: Das Kreuz wurde durch eine Kugel ersetzt, und die Namen der deutschen Gefallenen mit einer Steinplatte verdeckt.

Jetzt ist es nicht mehr weit bis zu meinem heutigen Ziel. Den Wassern des kanalisierte Stein- oder Gans-Baches entgegen, erscheint bald die vertraute Kulisse das **Fulneker** Schlossberges. Die eingleisige Bahnstrecke gesellt sich zu mir und bald kommt mir ein pfeifender und quietschender Schienenbus entgegen. Der Odrauer Bahnhof scheint hier einen Zwillingbruder zu haben, denn er sieht genau so aus, und der miterlebten Vertreibung wegen, scheint er sich ebenso wie sein Bruder zu schämen. In der Pension "Stovce" finde ich diesmal eine preiswerte und saubere Unterkunft, mit erstklassigem Restaurant. Es bleibt mir aber noch genügend Zeit, bis zum Abend die restlichen Sehenswürdigkeiten Fulneks zu erkunden. So erklimme ich erwartungsfroh den Schlossberg, muss aber bei den dicken Türmen, die das Eingangstor bewachen lesen, dass dies ein kameraüberwachter Privatbesitz ist. Enttäuscht suche ich weiter oben, um wenigstens einen Blick auf das Schloss werfen zu können, was dann endlich auch gelingt. Majestätisch erstrahlt es in der Abendsonne. Es scheint unbewohnt zu sein. Statt eines Schlossparks umgibt das Gebäude eine riesige Baustelle, an der wahrscheinlich noch Jahrzehnte gearbeitet werden muss. Auch der Gutshof auf dem Schlossberg ist weiträumig abgesperrt und augenscheinlich ebenfalls in Privatbesitz. Ich kehre zurück zum Stadtplatz. Der alte Comenius erinnert sich noch an mich, er hält schon wieder Feder und Papier bereit, die liebe Frau Mrková suche ich aber heute vergeblich.

Die letzte Stunde meines Wandertages verbrachte ich am für mich schönsten Platz Fulneks, auf dem alten Friedhof bei der Rochus- und Sebastian Kapelle. Hier hat auch der Sohn des berühmten Dichters Joseph Freiherr von Eichendorff, Rudolf seine letzte Ruhestätte gefunden. Ich sitze auf einer Bank und schaue, schaue wieder das Licht der Heimat, aber es ist ein anderes Licht... Die Nacht schleicht lautlos durch das Tal und kriecht langsam den Schlossberg hinauf. Einzig, das Schloss, hoch droben, scheint noch im Abendrot zu brennen.

Abendrot, Joseph von Eichendorffs Abendrot! Ich wüsste keinen schöneren Platz auf der Welt, an dem dieses wunderbare Gedicht besser passen würde als hier.

*Wir sind durch Not und Freude
gegangen Hand in Hand,
vom Wandern ruhn wir beide
nun über'm stillen Land.*

*Rings sich die Täler neigen,
es dunkelt schon die Luft,
zwei Lerchen nur noch steigen
nachträumend in den Duft.*

*Tritt her und laß sie schwirren,
bald ist es Schlafenszeit,
dass wir uns nicht verirren
in dieser Einsamkeit.*

*O weiter, stiller Friede!
So tief im Abendrot
wie sind wir wandermüde –
Ist das etwa der Tod?*

Das helle, fröhliche Licht des nächsten Morgens und die strahlende Sonne vom azurblauen, wolkenlosen Himmel trieben mich schon bei Zeiten aufzustehen um meinen letzten Wandertag entgegen zu gehen. Es war noch still am Stadtplatz, genau die Ruhe, die ich für mein Morgengebet suche. Ich gehe hinauf zur Stadtpfarrkirche, die Tür steht offen, ich höre Orgelmusik und Gesang, ich bin willkommen! Sieben Frauen und einen Priester zähle ich, es sind ältere Frauen, fast alle tragen Kopftücher, sie knien andächtig in den vorderen Reihen. Ich stelle meinen Rucksack ab und setze mich in die hinterste Bank. Außer dem Ritus der Liturgie habe ich nicht viel verstanden. Diese Zeit gab mir aber eine gute Gelegenheit zum Nachdenken, zum selbstständigen Gebet und zum aufrichtigen Danken. Auch wenn draußen mein Weg schon ungeduldig auf mich wartete, diese Zeit war mir wichtig und kostbar. Die Messe war zu Ende und ich krame meine Sachen zusammen. Die Frauen gingen an mir vorbei und nickten mir freundlich zu. Draußen tischkerierten sie noch ein bisschen. Seltsam, dachte ich: so oft ich schon in Fulnek war, so oft habe ich auch deutschstämmige Menschen getroffen, diesmal aber noch nicht. Ich mache jetzt den Test! Ich ging an ihnen vorbei, machte eine kleine Verbeugung und grüßte mit einem freundlichen, lang gezogenen „Guten Morgen“. Und tatsächlich! Es wäre wirklich das erste Mal gewesen, dass ich keine Deutschen getroffen hätte. Eine der Frauen erstrahlte über das ganze Gesicht und ging sofort auf mich zu und es begann die übliche Unterhaltung. Immer wieder übersetzte sie schnell das Gesprochene den anderen Frauen, die interessiert zuhörten und mich meines großen Rucksacks wegen ein bisschen bedauerten. So gingen sie sogar noch ein Stück mit mir, bis zur Straßenkreuzung, wo sie mir den Weg nach Jastersdorf zeigten.

Der Weg geht lange bergan, bis es endlich wieder eben wird, und ich über weite Felder auf die vertrauten Beskidenberge sehen kann. Die Straßen sind breit in **Jastersdorf**, oder kommt es mir wegen der vielen kleinen Häuser nur so vor? Ich komme zur Kapelle, am Steinkreuz davor stelle ich meinen Rucksack ab. Ich mache ein paar Fotos und schreibe Notizen in mein Tagebuch. Gegenüber der Straße sitzt ein junger Mann im Schatten des Feuerwehrhäuschens im Gras. Er ruft mir irgendetwas zu. Ich antworte mit meinem Standardatz: „Promiňte, jsem Němec nerozumím“. Ich deute auf meinen Notizblock und rufe „Dokumentation“. Die Unterhaltung war beendet. Ich hatte den Eindruck, dass er sich wegen des Anblicks der katastrophal aussehenden Schule neben der Kapelle für sein Volk geschämt hat. Bereitwillig erklärt er mir aber noch den Weg zum Friedhof, der weit draußen hinter den Feldern liegen soll. Ich finde ihn. Die Wurzeln der beiden mächtigen Linden am Eingangstor haben die Torpfeiler bereits ausgehebelt und schief stehen lassen. Auch die kleine Nepomuk-Kapelle scheint von dem gewaltigen Blätterdach bald erdrückt zu werden. Ich finde noch einige deutsche Gräber im Dornröschenschlaf, von denen nur die Grabsteine aus dem Wildwuchs herausragen. In der Chronik lese ich vom „Silbersee“ und finde ihn tatsächlich auf meiner Wanderkarte. Mitten im dunklen Wald, von hohen Fichten und Kiefern umstanden liegt er wie verzaubert da. Die mystische, unheimliche Stille lässt mich fast erschauern. Wie viele Sagen und Legenden werden sich wohl um dieses tiefe, schwarzgrüne Gewässer ranken?

Ich suche auf der Karte einen Weg nach **Klötten**, finde aber keinen. So orientiere ich mich nach der Himmelsrichtung und einem kleinen Bachlauf, der irgendwann an Klötten vorbeifließen muss. Ich gehe lange durch dichten Wald, querfeldein, talwärts, ohne Weg und Steg. An Eichendorffs „Waldgespräch“:

*„Es ist schon spät, es wird schon kalt,
kommst nimmer mehr aus diesem Wald!“*

- erinnere ich mich lieber nicht, da halte ich es doch lieber mit seinem „Reiselied“, wo es heißt:

*“Und komm ich spät und komm ich früh, ans Ziel das mir gestellt,
verlieren kann ich mich doch nie, o Herr aus Deiner Welt!”*

Und so war es dann auch. Ich kam zu einer Straße, die mich talauswärts und dann hinauf nach Klötten brachte. Ich durchwandere das Dorf bis zu seinem Ende und komme zurück zum Dorfkirchlein. Gleich daneben, die alte Schule, in der heute Bier ausgeschenkt wird. Ich gehe hinein, die Gaststube ist leer, nur eine Frau sitzt an einem Tisch und liest Zeitung. Ich grüße freundlich und bitte um ein Glas Bier. Ich weiß sehr wohl, dass mein Tschechisch katastrophal ist, doch um ein Bier zu bestellen hat es bisher allemal gereicht. Die gute Frau schaut etwas unwillig über ihren Brillenrand und fragt: „co?“ – was? Ich wiederhole meine Bitte und bekomme die gleiche Antwort. Ich beginne mit Zeichensprache und winke mit meinem Geldbeutel. Jetzt scheint sie es endlich verstanden zu haben. Sie gibt mir ein Glas und eine Flasche Bier. Ich bezahle und gehe nach draußen. Auf einer Bank sitzen ein paar Männer, sie trinken Fassbier. Ich ärgere mich ein wenig, doch möchte ich der Frau keine Deutschfeindlichkeit vorwerfen, sie wird wohl nur etwas schwerhörig gewesen sein. Mit den Männern komme ich schnell ins Gespräch und zeige ihnen die alten Bilder aus der Klöttener Chronik. Es beginnt ein lebhaftes, aber freudiges Palaber, bei dem sie längst abgerissene Bauernhöfe wieder erkannten und sie sogar die deutschen Besitzer mit Namen nannten. Dann begleiteten sie mich noch zum Dorfweiher, den ich vorher vergeblich gesucht habe und erklärten mir, fast ein wenig wehmütig, dass in Klötten nichts mehr so ist, wie es früher einmal war. Auch ein Rundgang auf dem Friedhof bestätigt diese Aussage, denn ich kann kaum noch Spuren der deutschen Geschichte finden. Ich gehe wieder hinunter zum Klöttener Bach, der sich hier in einem künstlichen Stausee noch einmal ausruhen darf, bevor auch er weiter nach Zauchtel und schließlich zur Oder wandern muss.

Ich dagegen, muss mich einen langen und steilen Waldweg hinauf zur Hochfläche von **Pohorsch** quälen. Die Hochfläche ist fast eben, weite Felder breiten sich aus, und der Blick kann wieder weit in die Ferne schweifen. Ich schaue über das Dorf, das sich in einer Mulde, hinter hohen Bäumen zu verstecken scheint, hinüber zum Wessiedler Berg, mit seinem markanten Funkturm und den beiden Windrädern. Somit sehe ich auch das Ende meiner Wanderung langsam näher kommen. Ich erreiche Pohorsch und betrete den Friedhof, der sich eng um die Kirche gelegt hat. Das Gras steht hoch, doch die deutsche Gedenkstätte macht einen gepflegten Eindruck. Das steinerne Grabmal des Leopold Scholz, das eine umgebrochene Eiche darstellt, symbolisiert gleichsam auch die zerstörte deutsche Geschichte dieses kleinen Bergdorfes. Nur mühsam kann ich auf der verwitterten Marmortafel lesen:

„WANDERER STEH STILL - BETE FÜR MICH!
EINST BETEN ANDERE FÜR DICH...“

Ich fühle mich angesprochen und tue es.

Die Kirchentüre ist verschlossen, ich setze mich in den Schatten auf die Treppe. Es kommt eine Gruppe Leute - eine Frau mit ihren Verwandten aus Prag. Ich mache ihnen Platz und sie erkennen mein Holzkreuzchen, das ich um den Hals trage. „Poutnik?“ – Pilger? fragt die Frau. „Ano, ale...“ Ja, aber... – antworte ich, wieder beginnt eine längere Unterhaltung. Sie hat die Schlüssel zur Kirche dabei und bittet mich, bei der Führung ihrer Verwandten mit dabei zu sein. Die Kirche ist in einem guten Zustand und wird des Öfteren auch genutzt. Die Frau wusste einiges über die deutsche Geschichte zu erzählen, vom Gold- und Silberbergbau und von den Deutschen, die mit Autobussen fast jährlich ihre alte Heimat besuchten, doch nun sind sie schon lange nicht mehr gekommen. Ich spürte das ehrliche Bedauern, das diese Menschen über die Vertreibung zum Ausdruck brachten. Wir reichten uns die Hände und

beteten zum Abschied ein gemeinsames „Otče náš.. – Vater unser..“ - für eine bessere und friedlichere Zukunft.

Ich wandere weiter, querfeldein, über Wiesen und abgeerntete Felder, einer einsam stehenden, mächtigen alten Eiche entgegen. Hier, am oberen Rand des sog. „Goldenen Tales“ will ich mich noch einmal ins Gras setzen, bevor es hinunter nach Odrau geht, wo meine Wanderung zu Ende sein wird.

Es ist ein Platz zum Schauen, zum Träumen und zur Besinnung. Ein Balkon, hoch über dem Kuhländchen. Für mich, der schönste Platz, den ich je im Kuhländchen gefunden habe. Ich sehe hinunter nach Emaus, Klein Petersdorf und Heinzendorf, bis hinüber nach Bölten und Lutschitz. Das Land meiner Ahnen! Als ich auf dem Aussichtsturm in Bielau stand, da stand ich im Herzen des Kuhländchens, hier aber, liegt seine Seele! Ich sehe die Kirchen und Kapellen unserer Nachbardörfer, die mir so vertraut sind. Ich kann sogar an manchen Dächern erkennen, wessen Haus es einmal gewesen ist, kann ihnen Namen, Geschichten und Schicksale zuordnen.

Hier liegt das Land meiner Väter, deren Schweiß die fruchtbare Erde tränkte, wo sie über Jahrhunderte den Pflug geführt haben und ihr Herz jahrein, jahraus mit in die Scholle gesprungen ist. Deren Sicheln und Sensen durch das schwere Korn rauschten, und wo sie alle begraben liegen. In dieser Erde, hat auch mein Herz Wurzeln geschlagen, hier ist auch meine Heimat!

Ich setze mich unter die große Eiche, sie wird wohl so alt sein, dass sie schon meinen Ahnen bei der Feldarbeit zugesehen hat. Der „Polnische“ hat sich eine neue Partnerin gesucht und spielt in ihren Zweigen. Die Blätter werden unruhig, als wollten sie mir alle gleichzeitig erzählen, was seither geschehen ist. Ich fühle Dankbarkeit, Freude, aber auch Wehmut, und bald fange ich an zu träumen...

Neben mich haben sich Richard Hauptmann und Joseph von Eichendorff ins Gras gesetzt. Eichendorff blickt über das Land und schreibt:

*Lindes Rauschen in den Wipfeln,
Vöglein, die ihr fernab fliegt,
Bronnen von den stillen Gipfeln,
sagt, wo meine Heimat liegt?*

Richard Hauptmann antwortet darauf:

„Nicht vom Überfluss der Welt, aber vom Überfluss der Heimat dürfen hier die Augen trinken!“

Eichendorff schreibt weiter:

*Heut im Traum sah ich sie wieder,
und von allen Bergen ging
solches Grüßen zu mir nieder,
dass ich an zu weinen fing.*

Ich träume immer noch:

Die Schneise, die man in den Wald geschlagen hat, damit ich hinunter in die Heimat schauen darf, ist wie ein offenes Fenster, nur für mich, nur für heute, nur für diese eine Stunde. Wenn ich wieder einmal hierher kommen werde, wird der junge Wald schon so hoch gewachsen sein, dass das Fenster wieder geschlossen sein wird. Sind meine jahrelangen Bemühungen um Verständigung und Versöhnung, wie dieses Fenster, das nur für kurze Zeit geöffnet war und bald geschlossen sein wird? Warum wurde diese Zeit nicht genutzt? Warum habe ich mein Ziel nicht erreicht? Wollen sich die Menschen nicht versöhnen? Habe ich versagt?

Mich überfällt Traurigkeit und Hoffnungslosigkeit. Ich lehne mich zurück an den Stamm der Eiche, schaue in den Himmel und frage:

„Herr, sag mir, wie es weitergehen soll!“

Er antwortet:

„Öffne deinen Rucksack und hole mich heraus, nimm meinen Arm, und halte ihn ganz fest!“



Karl Heinz Keiner
Im August 2012